

Die Amme des Herrn Barthou.

Paris, Juni, 1896.

In dieser an politischen Ereignissen armen Zeit muß man auch mit Wenig sich begnügen, und so lebt die Oppositions-Presse seit einigen Tagen von der Amme des Herrn Barthou. Richtiger wäre zu sagen: von der Amme des Sohnes von Herrn Barthou, aber es wird ja Niemand auf die Idee kommen, daß der Minister des Innern selbst noch nicht „entwöhnt“ sei, so jung er auch sein mag. Herr Barthou ist also seit wenigen Jahren verheiratet, und seine schöne junge Frau hat ihn vor Kurzem mit einem Söhnchen beschenkt, das seine Laufbahn an den Brästen einer Amme beginnt, eine Etappe, die, wenn man sich nicht auf die Probleme der künstlichen Ernährung einlassen will, unerlässlich ist, selbst für Ministerkinder.

Herr Barthou hat sich durch die Rücksicht auf die Kürze der ministeriellen Herrlichkeit nicht abhalten lassen, mit Rind und Regel die Amtswohnung im Palais auf der Place Beauveau zu beziehen, und so kam es, daß neulich ein Redakteur des radikalen „Jour“, als er, wie die anderen Berichterstatter der Pariser Blätter, zur üblichen Stunde im Ministerium des Innern erschien, um die offiziellen Nachrichten zu holen, einer Amme ansichtig wurde, die Herrn Barthou junior die Brust gab. Dieser Anblick machte auf den oppositionellen Journalisten einen derartigen Eindruck, daß er es für nötig hielt, die öffentliche Meinung sofort mit dem Falle zu befragen, und so erschien denn noch am selben Tage im „Jour“ folgendes Entree:

„Die Besucher des Ministeriums des Innern sind sehr betroffen darüber, daß sie gleich nach ihrem Eintritt eine Amme von ansehnlicher Formenfülle an dem ministeriellen Festherd besichtigt sehen. Es ist die „nourou“ des letzten Sprößlings vom Adler der „Basses Pyrenees“ (welches Departement Herr Barthou in der Kammer vertritt). Er saugt und saugt den ganzen Tag, von der Morgenröthe bis zur Abenddämmerung. Es ist beinahe schon unpassend. Man möchte (schreiben, daß das Bebe in der Ueberzeugung lebt, es habe die geheimen Fonds seines Papas unter der Hand. Die Regierungsvorgänge entbinden zwar nicht von den täglichen Obliegenheiten des Familienlebens, aber es wäre doch wünschenswert, daß das Ministerium des Innern nicht zur Ammenstube diene. Wenige Schritte von der Place Beauveau dehnen sich herrlich die Champs-Elysees aus. Warum begiebt sich das kleine Busen-Säugelkind nicht dahin, um gleich tausend anderen Kindern dort im Schatten der Bäume seine Nahrungssorgen zu stillen?“

Dieser Artikel des „Jour“ war vielleicht nicht sehr geschmackvoll, und eine Opposition, die nicht nur Artikel gegen den Minister, sondern auch gegen dessen an der Ammenbrust liegende Kinder schreibt, geht jedenfalls zu weit. Immerhin gehören solche Spottereien zu den gewöhnlichen Vorkommnissen in der französischen Presse, die nicht vor dem Privatleben Halt macht und es liebt, den Gegner mit Kleinigkeiten zu ärgern und lächerlich zu machen. Herr Barthou, der schon lange genug im Feuer der politischen Polemik steht, hätte mit Achselzucken, mit Lachen würdevoll über diese kleine Bosheit hinweggehen müssen. Seiner Stellung als Minister that der Angriff keinen Eintrag, und eine Interpellation der radikalen Partei über das Recht der Regierung in den Ministerien Ammen anzusiedeln, war auch nicht zu befürchten. Uebrigens ist der Artikel des „Jour“ eine vollendet harmlose Kleinigkeit im Vergleich mit den Infamien, die gewisse gemäßigete Blätter während des Ministeriums Bourgeois fast täglich veröffentlichten, um die radikalen Kabinetsmitglieder vor der öffentlichen Meinung zu diskreditieren, ja selbst zu entehren. Niemals hat Herr Bourgeois oder einer seiner Minister gezeigt, daß er diesen Angriffen irgend welche Beachtung schenkte. Herr Bartheau aber ist ein jähorniger Mann, und da sein Sohn noch nicht in der Lage war, selbst von dem Verfasser des Artikels Rechenschaft zu fordern, beschloß er mit der ganzen Autorität des Staates schützend und rächend vor ihn zu treten.

Als der Redakteur des „Jour“ — und zwar nicht derjenige, der den Artikel geschrieben hatte, — am nächsten Tage wieder im Ministerium des Innern erschien, um Nachrichten zu holen, theilte ihm der dienstthuende Hüfner feierlich mit, daß man weder ihn, noch sonst irgend einen Mitarbeiter des „Jour“ jemals wieder im Ministerium des Innern empfangen werde, — selbstverständlich während der Regierungsdauer des Herrn Barthou. Das war

eine zu scharfe Antwort auf einen gewiß unpassenden Scherz, und es war auch unklar von Herrn Barthou gebandelt. Denn nun ging der Spektakel natürlich erst recht los, und selbst dem enthalt der „Jour“ jeden Tag mehrere Artikel über die Amme des Herrn Barthou. Dem „Jour“ schließen sich die anderen radikalen und sozialistischen Blätter an, und die Amme beginnt langsam eine politische Persönlichkeit zu werden.

Es ist unglaublich, was Alles die Herren vom „Jour“, von der „Petite Republique“, dem „Rappel“ erfinden, um Herrn Barthou mit seiner Amme zu ärgern. Der „Jour“ bringt „politische Nachrichten“ in folgendem Genre: „Die Schildwache am Thore des Ministeriums des Innern ist aufgebrochen worden. Dumanet, der Geliebte der Amme des Bebe Barthou, hat sich beschwert, die schönen Männer, die so hintereinander vor der Place Beauveau auf Wache ziehen, könnten der „nouveau“ gefallen; und Dumanet will das nicht. Er will, daß allein seine tothe Hohe die Amme bleibe, nicht aber die tothen Hosen von anderen Soldaten. Herr Barthou, welcher für nichts Anderes lebt, als für die Amme seines Püppchens, hat an den Stadtkommandanten von Paris geschrieben und ihn erlucht, er möge ihm seine Soldaten mehr vor die Thüre schicken.“

Auch kann man im „Jour“ Annoncen in fetten Lettern lesen, die also lauten: „Saugflasche-Barthou mit Patentpfropfen. Neueste Vervollkommnung. Jede Flasche muß die Etikette tragen: Saugflasche-Barthou. Keine Mutter kann ihre Kinder aufziehen ohne die Saugflasche-Barthou. Nähere Auskunft wird erteilt im Ministerium des Innern.“

Auch die „Petite Republique“ hat ihre „politischen Mittheilungen“, zum Beispiel: „Die Journalisten, die ihre Pflicht nicht im Ministerium des Innern nachrichten zu holen, bieten Alles auf, um die Günst der mächtigen Amme zu gewinnen. Man überhäuft sie mit Geschenken. Das Syndikat der parlamentarischen Presse wird nächsten Sonntag eine „Ehren-Milch“ veranstalten, um sie zu feiern.“

„In Orlon, im Wahlkreis Barthelemy“, hat man die Spiegelscheiben eines Cafes zerbrochen, das die Schrift trug: „Zum saugenden Kalbe“. Ueberschläuche Leute wollten darin eine ebenso grobe, als politische Anspielung sehen, u. s. w.

Die Pariser Verbrechertwelt.

In die entlegenen Quartiere, in die Route de la Revolte, wo heute das elegante Paris aufhört, hatte Eugen Sue die Schlupfwinkel der Verbrecher verlegt, welche in seinen Sittenromanen Hauptrollen spielten und den Werken des bereits veralteten Erzählers den Reiz der Schauerromantik verliehen. Die Schredensthaten der modernen Zeit beweisen, wie veraltet Sue und seine Nachahmer geworden sind. Heute sind die Diebs- und Morderspekanten nicht mehr weit außerhalb der Stadt zu suchen, die Verbrecher sind nicht mehr so gütig, „offene Geschäfte“ zu halten, und die wenigen uninteressanten Verbrecherquartiere, die noch existieren, werden von einer sehr gemischten Gesellschaft frequentirt: von Vagabunden und Verbrechern, aber auch von Polizisten und Detektives — Ausforschern des Verbrechens. Die Verbrechertwelt organisiert sich jetzt anders. Mitten in dem Getriebe der großen Stadt, auf dem Schauplatz ehrlichen Schaffens, erster Studien und erlaubter Vergnügungen fanden sich die jungen Ströme zusammen, welche kürzlich die Baronin Valley-Montbel erdroffelten und ihr Schmutz, Werthpapiere und Geld raubten. Im Quartier Latin waren zwei der Mörder wohlbekannt in jener Welt, in welcher die flüchtigen Jugend-Frankreichs nach den Mähen des Tages dem Vergnügen nachgeht, wo sie das Leben in der Pariser kennen lernen will. Die beiden Mörder Kiesgen und Ferran galten als „Studenten“ und waren, während sie selbst absolut nichts studirten, die Gesoffen von Studenten und lebten in deren Kreise. Aber wenn sie auch keinen guten Ruf genossen haben, als Verbrecher erschienen sie Niemandem. Nur Lebenswandel war ein wüßter, alle Kräfte pflegten sie und bauten dieselben aus. Sie lebten im Pfaß des Laifers, und von demselben.

Diese Bursche gehörten einer Verbrecherbande an, und der junge Lanquenie, den die greise Wucherin in der Volksküche auffand und welchem sie so viel Interesse entgegenbrachte, daß sie ihn in der Religionslehre unterwies und ihn taufen ließ, brauchte nicht lange die Mörderhand zu suchen, deren er

bedürftig, um seinen ruchlosen Plan zu vollführen: die alte Frau in der Rue Penthiere zu ermorden und zu berauben. Im Cafe Harcourt auf dem Boulevard Saint-Michel fand er die gefügigen Werkzeuge für sein Verbrechen, das er selbst auszuführen zu feige gewesen — in jenem Kaffeehause, wo Studenten und ihre Grissetten das Publikum bilden und das von Fremden oft besucht wird, die sich das Nachleben von Paris ansehen wollen. Nahe dem Boulevard Saint-Germain, dem Quartier der vornehmsten Welt, befindet sich der Boulevard Saint-Michel. Welch trasser Unterschied zwischen diesem Orte und der noch immer öden, von den Festungswällen begrenzten Route de la Revolte Eugen Sue's! Die Mörder hatten ihre Rendezvous auch nicht auf dem freien Felde vor Paris, sondern im Luxemburg-Garten, jener herrlichen Anlage, welche das Palais umgiebt, in welchem herrlichste moderne Bilder und der unmodern gewordenen Senat ihre Stätte haben. Im Luxemburg-Garten wurde auch der zwanzigjährige Mörder-Kiesgen ausgeführt und durch Detektives von dort aus verfolgt. Wie in einem Roman, welcher der starken, verschlungenen Verwicklungen bedarf, so zeigt auch dieser Verbrecher-Roman schauerliche Szenen und Figuren, nur in äüßeren Zusammenhänge mit dem letzten Verbrechen stehend, aber doch von denselben Impulsen belebt, von der gleichen Lust erfüllt.

Die zwei Mörder aus dem Quartier waren intime Freunde des jungen Levasseur, der ein Genosse von ihnen geworden wäre, wenn ihm nicht vor wenigen Wochen der eigene Vater erdroffelt hätte. Eines Tages rief die schredliche Nachricht in Paris großes Aufsehen hervor, daß der Weinschänker Levasseur seinen sechszehnjährigen Sohn im Walde von Vincennes, wohin er ihn gelockt hatte, erwürgt habe. Der Vater und ein Komplize, ein Verwandter Namens Boucher, wurden verhaftet, und der alte Mann sagte zu seiner Rechtfertigung, er habe den Sohn ermordet, weil er fürchten mußte, daß er dem ehrlichen Namen, den er trug, Schande machen werde, da sein Leben ein wüßtes gewesen sei und die ärgsten Beschränkungen gerechtfertigt habe. Nach dem Verhöre gelang es dem alten Levasseur, sich vom Fenster des Justizpalastes herabzuhängen. Er blieb mit zerschmettertem Schädel todt liegen. Die Gattin Levasseur's, welche in kaum vierundzwanzig Stunden den Sohn und Mann verloren hatte, billigte entschieden den Mord, den der Mann begangen, und seinen Selbstmord; „er hätte mit dieser Geschichte noch viel zu thun gehabt“ — sagte sie — „ich rieth ihm selbst, sich umzubringen; nur ist zu bedauern, daß sich der Mischuldige meines Gatten nicht auch umgebracht hat, dann wäre die ganze Geschichte aus und läme nicht mehr vor Gericht.“ Dieser junge Levasseur war der Freund der beiden jungen Verbrecher, die jetzt ihrer Strafe entgegensehen. Der Mann, welcher als Mörder seines Kindes erweid, rieth nicht mehr vor dem irdischen Richter seine That verantworten, aber seinem Genossen, der demnachst wegen Mithschuld an dem Mord im Walde von Vincennes vor der Jury wird Rede stehen müssen, dürfte es zu statten kommen, daß das Motiv, welches den Vater veranlaßte, seinen Sohn zu tödten, sich als richtig herausstellte. Die bevorstehenden Gerichtsverhandlungen werden entzückliche Bilder aus dem Leben von Paris entrollen. Nicht so sehr die einzelnen Verbrechen sind es, welche in dem Mittelpunkt der Betrachtung stehen, sondern die Schlüsse, welche daraus zu ziehen sind auf die bedrohliche Organisation von Verbrecherbanden, welcher selbst die gerade in den letzten Fällen so großes Geschick bewährende Polizei nicht vorbeugend zu beugegen vermag.

Der Schauplatz des letzten Mordes war die Rue Penthiere, eine Straße, die nahe dem Boulevard Haukmann gelegen ist und in der Faubourg Saint-Honore einmündet, wenige Schritte von dem Palais des Präsidenten der Republik, dem Gisee, entfernt. Hier wohnte die achtzigjährige Frau Valley und hier übte sie ihr schändliches Wucherergewerbe. Die Pariser Presse streift darüber, ob Frau de Valley eine Tochter, eine Nichte des legitimen Ministers unter Karl X., Grafen Montbel, oder ob sie gar nicht mit dieser Familie verwandt gewesen. Die Einen behaupten noch immer, daß diese Verwandtschaft existire, trotzdem ein Ständebuch der Mörderbanden der ermordeten Frau de Valley als Demontbel bezeichnet. Zur Aufklärung dieses Widerspruchs wird hervorgehoben, daß Karl X. auch die Familie seines so einflussreichen Ministers in den Adelsstand erhoben hatte, und daß der Name Demontbel statt de Montbel in dem Ständebuch irrtümlich eingetragen wurde. Bei Feststellung der Identität

der ermordeten Greisin spielen überhaupt Schreiberföller eine große Rolle, und wenn es der Frau de Valley gelang, sich durch Jahrzehnte für eine nahe Verwandte des Grafen Montbel oder Mousel auszugeben, so daß sogar ihre Advokaten und Sachwalter sie dafür hielten, so sind daran Schreiberföller bei Ausfertigung der amtlichen Schriftstücke die Ursache. Die Familie des Ministers Montbel leugnet natürlich die Verwandtschaft mit der Wucherin aus der Rue Penthiere. Sie giebt zu, daß der Minister Karl's X., Montbel, erst in den Adelsstand erhoben wurde. Er hat Baron geheißen und war Advoat, dann Maite in Toulouse. Nach einer Bestizung nahm er den Namen Montbel an, als er in den Grafenstand erhoben wurde, und er nannte sich immer Jydor Baron Graf v. Montbel, sowie sein Sohn sich in den veröffentlichten Erklärungen noch immer mit Beibehaltung des alten bürgerlichen Namens Baron unterzeichnet.

Für den Fall an sich ist es nicht wichtig, ob der Name des wucherischen Weibes der legitimen Minister war oder nicht. Für das französische Publikum hat dies allerdings einen großen Werth. Wenn die ermordete Frau nicht die Verwandte des Ministers gewesen, dann war sie es auch nicht, die im Jahre 1870 jenen preussischen Officier in Wiesbaden infiltrirt hat, der sein Glas an der „Table d'Hotel“ im Cursalon auf die Capitulation von Metz leerte — dann hat sie nur gewuchert, und nicht die geringste politische Rolle verklärt die Vergangenheit der unter Mörderhänden gefallenen elenden Greisin. Für alle anderen Kreise, welche sich fernhalten vom Chauvinismus, ist es jedoch bedeutungsvoll und das allgemeine menschliche Interesse im hohen Grade ergreifend, daß diese Frau, welche jenseits aus den sogenannten besseren Ständen hervorgegangen ist, eine professionmäßige Geldverleiherin, eine gewandene Wucherin gewesen, welche ihre Opfer in der allerärmsten Bevölkerung, in Schnapsläden und in der Volksküche suchte, dabei aber natürlich auch feineren Klienten nicht verschmähte. In der Volksküche fand sie ihre Opfer, und an diesem Speise-Tische der ärmsten Klasse, den sie aus Geiz aufsuchte, warb sie sich selbst den Räucher in der Person des jungen Lanquenie, den sie von der Straße aus, dem sie Wohlthaten erwies, trotz ihres Geizes, und der ihr die Mörder ins Haus fernete. Der junge Bursche war nicht der eigentliche Urheber des Verbrechens. Er betrachtete das Werk als eine Art Geschäft, welches er den Berufsverbrechern Kiesgen und Ferran zubrachte, wie man ein eheliches Geschäft zu vermitteln pflegt.

Die Bande war vollkommen organisiert, sie war eingetheilt in Personen, welche durchführbare Verbrechen zu ermitteln haben; dann in solche, welche das Verbrechen mit Gehilfen verübten, und endlich in jene, welche die kommerzielle Verwertung der geraubten Gegenstände durchführten. Die letztere Aufgabe übernahm Pietro Binelli und ein gewisser Zuckin, genannt Friele, welche Beide thätig sind, als die Führer der Bande erschienen und die sich mit 16- und 17-jährigen Burschen umgaben, dieselben zu Verbrechen erziehend. Wie es heißt, haben diese Kinder dießmal der Polizei wichtige Dienste geleistet und die Ausforschung des Lanquenie ermöglicht, dessen Name der Polizei und auch im Hause des Opfers vollständig unbekannt war. In kurzer Zeit wird man vor den Assisen den Burschen sehen, welcher jetzt ganz Paris beschäftigt, und über dessen Abstammung so lebhaft gestritten wird, wie über die Herkunft der Frau de Valley, nur daß man in diesem Falle bloß die Wahl hat, anzunehmen, ob Lanquenie ein Zigeunerkind oder ein Mulatte sei. Seine Mutter hatte als Model für Zigeunerbilder gedient. Sie durchzog in Lumpen gekleidet die Straßen von Paris und war in den Ateliers wohlbekannt. So greift diese Bluthat, welche zu den verschiedenartigsten Lebensstufen in Beziehung tritt, auch hinüber auf das künstlerische Gebiet, durch die Vermittlung einer untergeordneten Hilfsperson der Kunst: eines Modells. Und Modelle sind sie Alle, diese furchtbaren Persönlichkeiten aus dem Nachleben nicht allein von Paris, sondern dem Nachleben der menschlichen Gesellschaft. Eugene Sue konnte sie nicht schildern, weil er diese Gesellschaft noch nicht kannte und der Boden ein anderer war als heute. Aber man wird an Didans erinnert und noch mehr an Dostojewski, wenn man die Personen und Verhältnisse dieses Verbrecher-Romans der Wirklichkeit betrachtet.

Ein eigenthümliches Kriegsschiff.

Im Jahre 1821 hatte man für den Verteidigungszustand eines Kriegsschiffes noch merkwürdige Einrichtungen getroffen. Die furchtbare Erfindung der damaligen Zeit ergiebt sich aus der in jenem Jahre in Boston vom Stapel gelassenen „Höllenzergatte“. Man schrieb über dieselbe folgendes: „Der Hauptmast ist mit Eisen umtreift und durchgezogen, weil er der Stützpunkt aller Operationen ist. Es sind drei Dampfmaschinen auf dem Schiffe, zwei derselben dienen dem Fahrzeuge im Falle einer Windstille fortzuziehen, die dritte aber, welche die Kraft von 60 Pferden hat, ist ausschließlich für den Verteidigungs-Apparat bestimmt. Dieser besteht zuvörderst in einer Reihe dicker eiserne r Stangen oder Kolben, welche sich in vertikaler Richtung bewegen und durch Zapfen, die im Mittelpunkt des Schiffes zu beiden Seiten des Mastes angebracht sind, in Gang gesetzt werden. Ist die Maschine in Thätigkeit, so schlagen die Kolben unaufhörlich auf und nieder, wie Dreschflegel, nur mit einer unendlich stärkeren Gewalt. Sie sind zur Verteidigung der Schiffsbords bestimmt und würden unfehlbar Mannschaft, Takelage, ja selbst die Verdecke der benachbarten Schiffe zerschmettern.“ Zweitens ist eine längere eiserne Stange auf jeder Seite des Hinterkastes befestigt, in ihrer Bewegung horizontal, am Ende mit lauter Haken und Rlingen versehen, und soll vorzüglich dazu dienen, die etwa stürmende feindliche Mannschaft wegzuraffen; sie hat solche Kraft, daß sie einen feindlichen Mast aus seinem Standpunkt reißen würde. Der dritte Apparat ist eine Art Katapulte der Alten, auf dem Vordertheil der Fregatte angebracht. Die Gewalt der Katapulte ist so bedeutend, daß man damit auf eine Weite von 200—300 Ruthen Steine von 200 Pfund Gewicht fortzuschleudert. Ebenso schleudert sie auch siedendes Blei und geschmolzenes Blei. Auch kann das Blei brennend auf die anderen Schiffe geworfen werden. Sechs Menschen dirigiren alle diese Bewegungen, während die andere Mannschaft thätig die Batterien bedient. Die Seiten des Schiffes sind mit stählernen Platten belegt, das Verdeck ist bombenfest, und außerdem sind zu beiden Seiten des Schiffes noch 100 eiserne Haken und ebenso viele Lanzen, welche gleichfalls in Bewegung gesetzt werden und in einigen Minuten die Mannschaft von einem halben Duzend feindlicher Fregatten aufreiben können. Endlich ist auch noch ein großes Rad angebracht, mit einem Heer von Spizen und schneidenden Instrumenten versehen, welches sich nach allen Richtungen drehen läßt und Alles zerstückt, was sich ihm naht.“ Ein solches See-Ungeheuer würde heutzutage es wohl zu nichts bringen.

Die heutige Ernte.

Nach dem soeben vom Ackerbaudepartement veröffentlichten Berichte ist der Stand des Obstes im ganzen Lande im Allgemeinen ein kläglicher. Der Zustand der Aepfel ist im Juni von 71 auf 84 gefallen. Aussichten für ausgereichene Ernten dauern in Neu-England, New York, Pennsylvania, Michigan und Iowa an. Auch in Nebraska und mehreren der Gebirgsstaaten ist der Stand der Aepfel ziemlich gut. In anderen Theilen des Landes ist der Stand der Aepfelente weit unter dem Durchschnitt. Am niedrigsten ist er in den Staaten an der atlantischen Küste, in denen der Procentsatz im Allgemeinen unter 50 ist. Im Ojotwale und einigen westlichen Staaten sind die Zahlen etwas höher, jedoch nirgends über 67, welches der Procentsatz für Illinois und Missouri ist.

Die Pflückerente verspricht eine mitemelmäßige zu werden. Während des letzten Monats hat ein Fall um 12.9 Punkte stattgefunden, was einen jetzigen Durchschnittsstand von 51.8 ergiebt. Gute Ernten werden erwartet in Delaware, Maryland, Ohio, Michigan, Illinois, Indiana, Kentucky, Missouri und Kansas. In Californien hat die Ernte erheblich gelitten, wie aus dem 75 Prozent betragenden Stande erhellt, was niedriger ist als irgend ein Stand im Juli seit 1890.

In New Jersey fällt Obst massenhaft von den Bäumen herunter. Die Obstgärten in Connecticut und New York versprechen einen schwachen Ertrag und in Pennsylvania ist der Stand des Obstes nicht besser als im anstehenden New Jersey, nämlich 52 Prozent.

setzt und aus fast sämmtlichen Distrikten wird eine Durchschnittsernte gemeldet. Die Heuernte war überall im Gange und der Ausfall in Folge der langen Dürre ist nicht so groß, wie angenommen wurde.

Frankreich: Man erwartet, daß die Weizenernte diejenige des letzten Jahres beträchtlich übersteifen wird. Es läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen, daß sich ein Ueberfluß ergeben wird, allein es wird zweifellos vorausgesetzt, daß die Weizenernte für die Bedürfnisse des Landes ausreichen wird. Alle anderen Getreidesorten versprechen eine gute Ernte.

Deutschland: Der Stand ist im Allgemeinen für das auf dem Halm stehende Getreide günstig gewesen. Die letzten telegraphischen Berichte lauten nicht so günstig wie diejenigen aus Frankreich und Oesterreich, allein man hofft doch auf eine gute Durchschnittsernte.

Spanien: Günstiges Wetter hat die Aussichten für Weizen wesentlich gebessert und man erwartet eine Durchschnittsernte.

Oesterreich-Ungarn: Ein außergeöhnlich günstiger Juni stärkt den Glauben an eine bedeutende Getreideernte, besonders in Weizen und Roggen. In den ungarischen Ebenen steht der Weizen dicht und man erwartet eine frühzeitige Ernte.

In Italien erwartet man eine Durchschnittsernte in Getreide. Bulgarien und Rumänien: Das Wetter im Juni hat den Weizen ganz wunderbar vorwärts gebracht und die Aussichten sind sehr günstig. Auch für Weizen sind die Aussichten gut.

Landwirtschaftliches.

Um Wunden bei Obstbäumen sicher zu heilen, verwendet man in den Obdenburger Lössen folgendes einfache Mittel. Weisses Harz und Holztheer werden bei gelinder Feuer (in einem eisernen Topf) unter starkem Umrühren gelöst, man giebt hierzu etwas Leinöl. Sollte die Masse zu dick sein, giebt man noch etwas Leinöl dazu. Die Salbe wird mit einem Holzpatel auf die Risse und Quetschungen der Obstbäume aufgetragen. Die Salbe wird in Blechdosen gefüllt und gut verschlossen. Die Salbe schützt den Baum gegen Eindringen des Regens und Schnees, es bilden sich an den verwunden Stellen keine Fäulnisstellen, weder die Rinde, noch der Holzkörper wird durch sie zerfrit. Die Callusbildung tangt schnell von statten gehen.

Bestimmung des Alters der Gänse. Untersucht man einen Gänsefügel genau, so findet man an dessen äußerem Rücken, dicht an der größten Schwungfeder, zwei kleine, schmale, spitze, sehr harte, ungeheuer feisigende Federn. An der größeren derselben kann man das Alter erkennen. Nachdem die Gänse das erste Lebensjahr zurückgelegt hat, zeigt sich auf der äußeren Seite dieser Feder quer über dieselbe eine Rinne, die so aussieht, als wäre sie dort mit einer dreikantigen Feile eingegrift. Mit Ende des zweiten, dritten, vierten u. s. w. Jahres zeigt sich alljährlich neben der ersten je eine Rinne mehr, so daß man nach der Anzahl dieser Rinnen das Alter der betreffenden Gänse stets mit unfehlbarer Sicherheit ablesen kann.

Der bittere Geschmack der Gurken entsteht meistens in Folge der Wirkung der Sonnenstrahlen auf die Frucht. So lange die Gurken im Schatten der Blätter liegen, behalten sie ihren guten Geschmack. Wie aber die große Hitze die Blätter betarrt erschläft, daß sie der Frucht keinen Schatten mehr bieten können, werden die Früchte bitter. Um das Uebel zu vermeiden, muß man für hinreichende Beschattung der Früchte durch die Blätter Sorge tragen und das Welken derselben durch gute Cultur und ausreichende Bewässerung verhindern.

Eine gute Bienenzucht ist der Bohra-Ake (Melilotus alba). In manchen der nördlichen Staaten wird diese Akeart als Unkraut betrachtet, doch auf dem Nordböden der Südstaaten, wo die Pflanze früh geschnitten wird, hat sie sich als ein gutes und nahrhaftes Viehfutter erwiesen; als Gründüngungspflanze bewährt sie sich in allen Staaten.